



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Jetzt kam es vor allem darauf an, sich des jungen Edelmanns für immer zu entledigen. Es war schade um ihn, er war bisher ein angenehmer Gesellschafter gewesen, er verstand zu reiten und zu schießen wie kein anderer, er konnte erzählen, und was weit schwieriger ist, zuhören und wußte die Werke zu schätzen, die aus den Töpfen, Bratpfannen und Pastetenformen des Marignyschen Laboratoriums hervorgingen. Aber was half das alles, wenn der Mann Revolutionär war und überdies die Frechheit hatte, Ansprüche auf Herz und Hand der Tochter eines Gönners zu erheben? Hier gab es keine Wahl, keinen Ausweg. Schade um ihn, aber: fort mit ihm!

Und der alte Herr richtete sich in seiner ganzen Höhe auf, legte den Hirschfänger auf den Tisch und sagte, als ob er sich jetzt erst wieder des Vorgefallnen erinnere: Sie sind noch hier, Herr von Villeroi? Ich dachte, wir hätten uns nichts mehr zu sagen. Was mich betrifft, so will ich das Geschehene zu vergessen versuchen, das wird für uns beide das beste sein. Ich rechne darauf, daß Sie alles vermeiden werden, was mir diesen Tag in das Gedächtnis zurückrufen könnte. Ihre Wege trennen sich für immer, ich will und kann Sie nicht halten. Leben Sie wohl und gedenken Sie der Warnungen eines Mannes, der Ihnen ein väterlicher Freund war, und dem nichts übrig bleibt, als Ihre Verirrungen zu beklagen.

Henri wandte sich mit einer leichten Verneigung der Tür zu. Seine Hand lag schon auf der Klinke, da schrie Marguerite auf: Vater, Vater, lassen Sie ihn nicht so fortgehn! Sie sind es, der die Schuld an diesem Auftritt trägt. Sie haben ihn tödlich beleidigt. War es ein Verbrechen, daß er zum Degen griff? Halten Sie ihn zurück, wenn Ihnen am Lebensglück Ihrer Tochter gelegen ist!

Schweig, Marguerite! Dieser Herr ist für dich ein Fremder geworden! Und daß du seinen Namen nie mehr vor mir aussprichst! Hörst du, nie mehr! Sonst sollst du die Hand deines Vaters fühlen lernen!

Marguerite, begann Henri mit bewegter Stimme, dein Vater hat Recht, du mußt dich seinem Willen fügen. Du bist ja seine Tochter. Und ich möchte dich vor Kränkungen bewahrt wissen. Laß uns unsere Hoffnungen in ein gemeinsames Grab bestatten. Unser Traum war zu schön, als daß er zur Wirklichkeit hätte werden können. Leb wohl!

Er beugte sich auf Marguerites Hand und küßte sie.

Dann verließ er festen Schrittes und ohne den Marquis noch eines Blickes zu würdigen, das Gemach. Er war noch nicht auf dem zweiten Absatz der Treppe angekommen, als er einen gellenden Schrei vernahm. Gleich darauf riß jemand oben die Tür auf. Es war Marigny, der über den Vorsaal rannte und mit dem Ausdrucke ratlosen Schreckens nach Madame Haßlacher rief.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Moritz Lazarus. Der am 13. April dieses Jahres in Meran gestorbene, am 15. September 1824 in Pilehne (Provinz Posen) geborne Psychologe Moritz Lazarus verdient ein Blatt der Erinnerung hauptsächlich deswegen, weil er es ist, der Wort und Begriff der Völkerpsychologie, die uns jetzt so geläufig ist, geschaffen hat („Deutsches Museum“ 1851 S. 112 f.). Auch ließ es Lazarus nicht bei dieser ersten Anregung bewenden, sondern er half an der Ausführung des Gedankens mit, sowohl durch eigne Untersuchungen, als auch dadurch, daß er mit H. Steinthal zusammen die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft herausgab, die von 1860 bis 1890 in zwanzig Bänden erschienen ist. Die hierher

gehörenden Arbeiten von Lazarus erschienen teils in der Zeitschrift, teils in besondern Büchern und behandeln zum Beispiel das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit, den Ursprung der Sitten, das Verhältnis von Geist und Sprache (Leben der Seele Bd. 2).

Wenn man vor etwa fünfzig Jahren, in den Anfängen der Völkerpsychologie, darauf hingewiesen hat, daß schon Vico (geboren 1668 in Neapel) geistreiche Gedanken über Geschichtswissenschaft gehabt hat und in gewissem Sinne zu den Vorläufern der Völkerpsychologie gerechnet werden kann, so ist dies natürlich. Denn bei einem neuen Unternehmen, dessen Mut verwegen scheint, sieht man sich leicht nach einem Bundesgenossen um, der es ein wenig legitimiert und — mag er auch längst tot sein — durch seine noch lebendigen Gedanken unterstützt. Doch war der Gedanke der neuen Wissenschaft in Deutschland dadurch besonders gefärbt, daß diese als Psychologie bezeichnet wurde und ohne die damalige Entwicklung der Sprachwissenschaft nicht zu denken war, sodaß die Völkerpsychologie geradezu als Frucht der Sprachwissenschaft erscheint.

Lassen sich viele Erzeugnisse des öffentlichen oder des Gemeinschaftslebens nicht als Schöpfung eines Einzelnen, sondern nur als die einer Gesamtheit begreifen, so beginnt sachgemäß die Völkerpsychologie mit der Sprache, weil diese die menschliche Gemeinschaft vom Tier unterscheidet und eigentlich den Menschen als solchen charakterisiert. Zudem sind die verschiedenen Sprachen in sich geschlossene Gebäude, die den Inbegriff davon enthalten, was im Bewußtsein der sie Sprechenden an Anschauungen und Gefühlen über die Welt und sie selbst vorhanden ist. Und trotz der allgemeinen Gleichartigkeit der Menschennatur walten doch in den Sprachen ein verschiedner Geist, sodaß sich die Völker oder Sprachgenossenschaften durch ihre Art zu reden und zu denken wie Individuen voneinander absondern.

Die Individualpsychologie hat nun die Vorgänge im Geiste des Einzelnen zum Gegenstand. Wo ist denn, hat man gefragt, der Geist, der Objekt der Völkerpsychologie ist? Hat er denn ein selbständiges Dasein, da er doch nur die Summe der Einzelgeister ist; ist er eine Einheit? Auf diese und andre Fragen hatte die Völkerpsychologie dadurch zu antworten, daß sie nicht nur das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit darlegte, sondern auch die Vorstellung vom „objektiven Geist“ klar machte, der außer dem Einzelgeist vorhanden ist, und dessen Wesen und Leben nach den bloßen Kategorien der Individualpsychologie nicht begriffen werden kann.

Wenn nun dieser objektive Geist an Hegel erinnert, so ist doch die Methode, ihn zu erkennen, gerade nicht die metaphysisch-logische oder dialektische, sondern die empiristisch-psychologische. Und durch diese Überzeugung war die junge Völkerpsychologie organisch verbunden mit Gedanken, die sich zu jener Zeit regten und wirksam wurden. Denn etwa seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts führte doch die Philosophie, die sich bis dahin etwas zu sehr in Wolkenhöhe verloren hatte, neues Blut in ihre Adern, hauptsächlich durch die Naturwissenschaften, und suchte, wie Antäus, neue Kraft durch Berührung mit der Erde. Wie Sein gemacht wird, sagt Locke einmal, wissen wir nicht. Auch die Prozesse des Werdens und des Wirkens bleiben uns wohl im Grunde geheimnisvoll. Aber man war der idealistischen Gedankenpeise satt geworden und empfand Hunger nach etwas naturalistischem Schwarzbrot. Das Studium des mechanistischen Werdens wurde ein Lieblingsgedanke, der mit der List der Idee um Befriedigung auf verschiedenen Gebieten und mit verschiedenen Mitteln nicht in Verlegenheit kam.

Daß der Ausgang der Völkerpsychologie von Herbart genommen wurde, den bekanntlich Schopenhauer als Beispiel derer anführt, die ihren Verstand verkehrt angezogen haben, verschlägt nichts. Denn Herbart hatte doch das Verdienst, mit den Seelenvermögen aufgeräumt zu haben, und seine Psychologie ist für den Fortgang der Völkerpsychologie keineswegs maßgebend geblieben. Vielmehr suchte sich diese durchaus an Tatsachen zu orientieren, wie an Sprache, Mythos, Sitte. Ging sie dem Ursprung dieser Erzeugnisse einer Gesamtheit nach, so folgte sie anscheinend

einem tiefen und richtigen Bedürfnis der Zeit, das sich an verschiedenen Stellen bemerklich machte. Oder fühlen wir uns nicht an den Gedankenspross erinnern, wie ihn der große, ehrliche Darwin auf seinem Gebiete verfolgte?

Näher geht uns aber hier das an, was ein anderer Engländer, nämlich J. St. Mill, in seiner 1843 erschienenen Logik über die politische „Ethologie“ oder die Lehre von den Ursachen sagt, die den einem Volke oder einem Jahrhundert angehörenden Charakter bestimmen (Logik, übers. von Th. Gomperz, Bd. 3, Buch 6, Kap. 5 f.). Will man in Frankreich nach verwandten Bestrebungen suchen, so kann man aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Turgot (geb. 1727) anführen. Denn ihn beschäftigt zum Beispiel die Verteilung des Genies und der Talente auf die Masse der Menschen und der Einfluß der Sprachen auf den Geist der Völker (Euvres, Paris 1844, II, 668. 597). Über Buckle ist in Deutschland hinlänglich geredet worden; mit am besten von dem unvergeßlichen Oskar Peschel, auf dessen Völkerkunde (S. 325 f.) einfach zu verweisen ist. Wir werden selbst nach diesen kurzen geschichtlichen Bemerkungen zugestehn, daß der Gedanke von Lazarus in seiner psychologischen Formulierung zur Substanz unserer wissenschaftlichen Entwicklung gehört und dies am besten dadurch erwiesen hat, daß er in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist.

Daß die Völkerpsychologie nicht von allen, die sich mit ihr beschäftigen, gleich definiert wird, ist gleichgiltig. Auch der Philosophie oder einzelnen ihrer Zweige ist dies begegnet, und wir sehen nicht, daß ihr Betrieb dadurch eine Einschränkung erlitten habe. Es pflegt ja so zu sein, daß sich ein Gelehrter am besten dadurch als solchen legitimiert, daß er über eine Sache nur seine besondere Ansicht hat, und es wäre illiberal, diesen Genuß verkümmern zu wollen. Auch Lazarus hätte das kaum getan. Er war dem Streit abgeneigt und liebte es nicht, seine Säge auf die Schneide des Rasiermessers zu stellen. Der jetzt so beliebten experimentellen Methode der Psychologie näherte er sich selten; am meisten in dem Aufsatz „Zur Lehre von den Sinnestäuschungen“ (Zeitschrift Bd. 5). Sein Formtalent zeigte er nicht nur in seinen Schriften, sondern wiederholt als Redner, dies besonders in dem in Wien gehaltenen Vortrag „Über Zeit und Weile.“ Gegen Ende seines Lebens wandte er sich hauptsächlich dem Alten Testament zu (Der Prophet Jeremias 1894; Ethik des Judentums 1898). Von diesem Zeitpunkt noch einmal zu Lazarus Anfängen zurückgreifend, müssen wir die 1850 erschienene Schrift nennen von der sittlichen Berechtigung Preußens in Deutschland. B.

Kartelle oder Monopole. Bekanntlich haben sich in Amerika die Erzeuger von Lebensmitteln oder Industrieprodukten zu Trusts zusammengeschlossen, die mit einem Kapital von vielen Milliarden Dollars eine bedeutende Macht darstellen. In Deutschland hat diese Bewegung noch nicht den Riesenumfang angenommen wie in Amerika, aber auch bei uns beginnt das Kartell- und Syndikatswesen schon einen ganz bedenklichen Einfluß auf Handel und Wandel auszuüben. Hier wie dort haben sich viele nachteilige Folgen gezeigt, und deshalb sucht man nach Mitteln, die ungesunden Auswüchse und Gefahren, die diese oft in wenigen kapitalkräftigen Händen ruhenden Ringe für das Volkswohl und oft für die Industrie selbst mit sich bringen, zu beschränken oder zu beseitigen. Wie weit dies durch ein Gesetz möglich sein wird, steht dahin. Immerhin kann man wohl annehmen, daß wenn es durch ein Gesetz vorgeschrieben ist, daß die Statuten und die Jahresabschlüsse ähnlich wie bei Aktiengesellschaften veröffentlicht werden müssen, die öffentliche Meinung einigen Einfluß auf das Gebaren der Ringe ausüben wird. Viel mehr als diese Forderung der Öffentlichkeit wird auch wohl kaum bei den Beratungen der demnächst tagenden Kartellenquete herauskommen.*)

*) Der Abdruck dieses Artikels hat sich etwas verzögert. Inzwischen ist die Enquete zum Teil schon erledigt worden.

Große Nachteile, die die Kartelle im Gefolge haben, sind namentlich die Verteuerung der notwendigsten Rohmaterialien, der Halbfabrikate und der Lebensmittel oft zu unbegründeter Höhe; ferner hohe Preise im Inland und wesentlich billigere für das Ausland, wodurch unsere Exportindustrie für Erzeugnisse wie z. B. Maschinen, Dampfkessel, Werkzeuge, Fahrräder usw., deren Herstellung vielen Arbeitern lohnende Beschäftigung gibt, erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird, da ja ausländische Konkurrenten ihr Rohmaterial aus Deutschland zu billigeren Preisen beziehen, als die hier ansässigen Industriellen. Es sei hier nur erinnert an den Export von Kohlen, Eisen, Schienen und Blechen, die nach dem Auslande bis zu 25 Prozent billiger geliefert werden als an deutsche Abnehmer. Diese Schäden sind schwerlich durch ein Gesetz aus der Welt zu schaffen, denn sie sind mit dem Kartellwesen unlösbar verbunden, und man kann kaum erwarten, daß einzelne Interessentengruppen nach nationalökonomischen Grundsätzen handeln; sie suchen für ihre Produkte möglichst hohe Preise zu erreichen, unbekümmert um das Wohl des Staates und der Allgemeinheit.

Nun läßt sich ja nicht leugnen, daß in dem Zusammenschließen der Produzenten eines Industriezweiges zu einem Kartell große Vorteile für diese liegen können. Den Bedarf kann man übersehen, die Produktion danach regeln, die Überproduktion hört auf, und die Preise können erhöht werden, soweit das Zoll und Frachten zulassen. Das ist aber nicht immer von Dauer, oft tritt schon nach kurzer Zeit ein Rückschlag ein. Kartelle entstehen ja gewöhnlich dann, wenn bei einem Artikel Überproduktion eingetreten und seine Herstellung unrentabel geworden ist. Hat nun die Kartellierung wieder gute Gewinne zur Folge, so entstehen sofort neue Werke, die an dem Segen teilnehmen wollen. Das Kartell, das infolge von Überproduktion hervorgerufen worden ist, erzeugt auf diese Weise wieder neue Produktionsstellen, deren Anschluß an das Kartell oft sehr schwierig ist, da sie lieber unabhängig bleiben als sich der Reglementierung und Quotierung durch das Kartell fügen wollen. Diese Erscheinungen haben wir bei den Kohlen-, Zement-, Zucker-, Kali- und andern Syndikaten beobachten können. Also sichere Heilmittel sind Kartelle oder Syndikate für eine notleidende Industrie nicht; sie haben im Gegenteil oft bedenkliche Nachteile für die Industrie selbst wie für die Allgemeinheit zur Folge. Durch die Ansammlung von großen Kapitalien in wenig Händen, durch die scharfe Konkurrenz infolge der Überproduktion fast auf allen Gebieten mögen die Kartelle mehr oder weniger begründet sein; aber man kann sie nur als Übergangsstufe ansehen, ihre Unvollkommenheit und ihre Nachteile sind zu groß, als daß sie auf die Dauer bestehen könnten, und es ist nicht unmöglich, daß ihre Entwicklung zu Staatsmonopolen führt. Staatsmonopole sind ja sehr unpopulär, und zweifellos war eine Selbständigkeit, wie sie noch vor dreißig Jahren ein unternehmender Kaufmann oder Techniker mit geringem Kapital erlangen konnte, einer abhängigen Beamtenstellung vorzuziehen. Das ist jedoch anders geworden. Heute liegt die Großindustrie fast ausschließlich in den Händen der Aktiengesellschaften. Da gibt es auch nur Beamte und Arbeiter, und ob sich diese wohler fühlen als in Staatsbetrieben, ist mindestens zweifelhaft. Wir sind gewohnt, von zwei Übeln das kleinere zu wählen, und vor die Frage gestellt: Kartell oder Staatsmonopol, wird mancher das Staatsmonopol für das kleinere Übel ansehen. Schließlich ist ein staatliches Industriemonopol, das die Aufgabe hat, alle Werke eines Industriezweiges zusammenzufassen und höchst vollkommene Produkte in vorteilhaftester Weise herzustellen, und das ohne direkte Vorteile für die Staatsfinanzen nur zur Hebung der Industrie bestimmt ist, auch etwas anderes als ein Finanzmonopol, das nur den Zweck verfolgt, dem Staatsfiskus große Überschüsse zu liefern. Allerdings liegt ja auch bei Industriemonopolen die Gefahr vor, daß sie der Staat bei seinen fortwährend steigenden Bedürfnissen als bequeme Finanzquelle benutzt. Eine solche Ausnutzung kann aber sehr wohl durch ein Gesetz ein für allemal ausgeschlossen werden. Die Umwandlung einer Industrie in ein Staatsmonopol würde ja natürlich große

Schwierigkeiten bereiten, aber unmöglich ist sie nicht, das haben wir bei der Umwandlung von Privat- in Staatsbahnen gesehen. Hier einen Modus dazu anzugeben, würde zu weit führen. Bedenken, die gegen eine solche Umwandlung sprechen, sind ja natürlich genug vorhanden und sind auch bei der Umwandlung der Eisenbahnen vielfach laut geworden, dennoch haben diese in Staatsverwaltung glänzende Resultate gewonnen. Nun wird man vielleicht einwenden: Eisenbahnen seien Verkehrseinrichtungen, die das höchste Volks- und Staatsinteresse hätten. Aber hat denn die vorteilhafte Gewinnung und die vollkommenste Herstellung von Rohmaterialien und von Halbfabrikaten, z. B. Kohlen, Roheisen, Blechen und Schienen, nicht etwa ein Volks- und Staatsinteresse?

Uneingeschränkt kommen die Vorteile, die man sich von Kartellen verspricht, erst zur Geltung bei Staatsmonopolen. Unrentable Werke können geschlossen werden, nur solche, die durch ihre geographische Lage einen billigen Bezug von Rohmaterial und guten Absatz versprechen und die besten Einrichtungen haben, wird man unterhalten und weiter ausbauen. Die Fortdauer der Verhältnisse läßt die vollkommensten und solidesten Anlagen zu, die die Privatgesellschaften oft wegen des Wandels der Konjunktur und wegen der Abhängigkeit von der Konkurrenz oder wegen Mangels an den nötigen Mitteln nicht zu machen wagen. Nimmt man ferner an, daß alle Überschüsse wieder zur Verbesserung der Anlagen verwandt, etwaige Erfindungen nicht auf einzelne Werke beschränkt, sondern Gemeingut des ganzen Monopols werden, so leuchten die Vorteile ein, die eine Industrie in der Verwaltung eines kräftigen Staats haben kann. Allerdings ist ja ein Bedenken scheinbar berechtigt, daß bei Monopolen eine Stagnation des Erfindungsgeistes eintreten könnte. Gewiß, das ist nicht ausgeschlossen, wenn bei monopolisierten Artikeln die Einfuhr verboten oder durch hohen Zoll erschwert ist. Wir sind aber bei unsrer starken Bevölkerungszunahme auf Export angewiesen; ohne solchen kann Deutschland heute nicht mehr bestehen, und deshalb wird die Konkurrenz auf dem Weltmarkt keine Stagnation aufkommen lassen und eine vernünftige Zollpolitik notwendig machen. Zu fürchten ist ja auch ein engherziger Bureaucratismus; läßt man aber die Leiter und die Beamten der zu verstaatlichenden Industrie in ihren Stellungen, so wird man auch über diese Gefahr hinwegkommen.

Der Staat aber, der den Anfang macht, wird andern Ländern gegenüber einen bedeutenden Vorsprung haben. Natürlich werden solche Umwandlungen sehr vorsichtig und nur nach und nach gemacht werden müssen, und als Anfang dafür dürften Kohle und Eisen geeignet erscheinen. Geben wir einmal alte Vorurteile auf; die Zeiten und die Verhältnisse ändern sich, und vor die Alternative gestellt, Kartell oder Monopol, wird man das Monopol als das kleinere Übel wählen. Dem Verfasser dieser Zeilen ist sehr wohl bekannt, daß ein so wichtiger Schritt, wie es die Gründung staatlicher Industriemonopole sein würde, nicht in einer kurzen Abhandlung gründlich erörtert werden kann. Dazu gehören eingehende Untersuchungen, Aufstellung der Zahl und des Umfangs der in Frage kommenden Werke, des in diesen investierten Kapitals, der beschäftigten Beamten und Arbeiter usw. Der Zweck dieser Zeilen soll nur sein, diese Frage einmal anzuschneiden und sie zur Diskussion zu stellen.

W. Graff

Die Sage vom Rodensteiner. Allen ehemaligen Studenten unter den Lesern der Grenzboten wird eine kleine Schrift willkommen sein, die kürzlich bei Karl Groos in Heidelberg erschienen ist unter dem Titel: Die Sage vom Rodensteiner, eine historisch-kritische Darstellung von Professor Dr. Th. Lorenzen in Heidelberg. Der Name des Rodensteiners weckt Erinnerungen an das lustigste Fuchsenleben, die Zeit, wo man mit Eifer und Begeisterung die Nieder von dem Ritter sang, der bei all seinem Zechen doch einen gewissen Zug ins Großartige und Geniale nicht verleugnet. Wir sind neugierig zu erfahren, was die historische Kritik aus dem alten Becher herausdestilliert hat. Oder liegt vielleicht eine Ehren-

rettung vor? Und haben wir uns seinerzeit mit Unrecht an dem trinkfesten Ritter begeistert? Nichts von alledem. Was Lorenzen gibt, ist die höchst anziehende Entwicklungsgeschichte einer Sage, worin sich zwar in kleinem aber scharfem Umriß deutsches Geistesleben abspiegelt. Die Darstellung beruht auf umfassendem und gesichtetem Quellenmaterial und regt zu weiterer Forschung an.

Die Rodensteinssage führt uns in den von mythologischen Erinnerungen erfüllten Odenwald, und zwar in die Gegend von Reichelsheim im Gersprenztale, wo rechts der Schnellerts und links die Neunkircher Höhe das Tal beherrschen. Auf beiden Höhen stehn Überreste von Burgen; die Burg, die auf einem Vorsprung der Neunkircher Höhe steht, heißt heute noch der Rodenstein. In dieser Gegend haben im heidnischen Altertum die Götter Wodan und Donar gehaust. Über das Tal hinweg besuchten sich die Götter. Das gab allemal einen fürchterlichen Geisterzug.

So oft die Götter mit ihrem Geistergefolge durch die Luft, manchmal hart an menschlichen Wohnungen vorüber, brausten, schreckten die Leute zusammen. Es half nichts, daß die Mönche die heidnischen Götter für tot erklärten. Sie lebten einfach weiter, nicht bloß ein paar Jahre, sondern viele Jahrhunderte. Sie lebten weiter trotz Kirche und Schule, Christentum und Bildung, trotz aller Wandlungen der Geschichte. Und sie machten sich höchst aufdringlich. Man höre. Vom Jahre 1742 bis 1784 hat das Gräflich Erbachsche Amt protokolllarisch festgestellt, welche Schrecken der „in der Grafschaft Erbach sich befindende Landgeist“ verursachte. Und was soll man dazu sagen, daß dieser Geist noch im neunzehnten Jahrhundert, noch in den Jahren 1848 und 1850 die ganze Gegend und darüber hinaus weite Kreise in Aufregung versetzt hat? Was das Volk erzählte und zum Teil selbst erfahren haben wollte, ist folgendes: Auf dem Schnellerts wohnt der Geist; er heißt darum auch der Schnellertsherr. Je nachdem er von seinem Sitz auf dem Schnellerts über das Tal hinweg zur jenseitigen Höhe ausrückt oder von dort wieder heimkehrt, gibt es Krieg oder Frieden. Aber nicht jeder Krieg stört ihn aus seiner Ruhe auf, sondern nur der, der den Rhein bedroht. Übrigens scheint der Geist habgierig zu sein; er will wohl seine Schätze in Sicherheit bringen und hat jedenfalls kein gutes Gewissen.

Durch das Erbacher Protokoll wurde das Treiben des Geistes weithin bekannt. Orthodoxe und Rationalisten stritten sich über Grund oder Ungrund des Geisterpucks herum. Inzwischen aber bemächtigte sich die Romantik des dankbaren Stoffes. Nach ihrer Art gestaltete sie den volkstümlichen Mythos um, und zwar so gründlich, daß von seiner volkstümlichen Gestalt nur ganz wenig noch übrig blieb. Die romantischen Epigonen machten aus dem Schnellertsherrn zunächst einen Ritter, und zwar einen Ritter von Rodenstein. Sodann suchten sie einen zureichenden Grund für die Ruhelosigkeit des Ritters. Und hierbei schalteten sie nach Belieben mit den abenteuerlichsten Motiven.

So kommt es zu einer Fülle romantischer Dichtungen. Es bricht eine wahre Flut von Balladen, Romanen, Märchenspielen, Dramen und sogar Opern herein. Ein deutlicher Beweis, wie sehr die Schauer geschichten von dem Rittergespenst im Geschmacke jener Zeit waren. Die romantischen Dichterlinge — Dichter kann man sie nicht nennen — schwelgen förmlich in dem gräßlichen Stoff, den ihre Phantasie selber erzeugt hat. Da wird der Schwur gebrochen, die Ehe entweißt, die Gattin ermordet, der Knabe gewürgt. Und der grausige Ritter, „seit seinem blutigen Tode geht er als Gespenste umher.“

Höchst komisch mutet der Gegensatz an, der zwischen diesem „schäuflichen“ Ritter und den wirklichen, in der Geschichte vorkommenden Rittern von Rodenstein besteht. „Sie lebten schlecht und recht auf ihrer Burg, zeugten löblich Kinder, manchmal ein bis zwei Duzend, und die sie nicht ernähren konnten, schoben sie, wie üblich, der Kirche zu, ergößten sich auf der Jagd, ritten auf Fehde, kauften und verkauften, verpfändeten und lösten wieder ein — kurz, sie taten alles das, was die Urkunden in öder Langweiligkeit auch von andern Rittergeschlechtern be-

richten.“ Sie starben 1671 aus. Der letzte Ritter ließ die Burg seiner Väter noch bei Lebzeiten jämmerlich verfallen. Gewiß haben es sich die Herren von Rodenstein nie träumen lassen, daß sie noch zu einer geisterhaften Weltberühmtheit gelangen sollten. Keiner von ihnen ist bekannt, der nach seinen Schicksalen das Los eines ruhelosen Geistes verdient hätte.

Während sich die romantischen Dichterlinge in den Schauer geschichten von dem Rittergespenst überboten, bekam die Sage vom Rodensteiner unter dem Einfluß des in den Befreiungskriegen erwachten nationalen Bewußtseins eine neue Gestalt. Diesem Bewußtsein war es sympathisch, daß sich der Ritter bei ausbrechendem Kriege rührt: der Geist tritt als Herold zu Krieg und zu Frieden auf, um seine patriotische Pflicht zu erfüllen. Als „Deutschlands Wächter“ feiert den Rodensteiner mit prächtigem lyrischem Schwunge der bekannte Wolfgang Müller von Königswinter.

Ja der Rodensteiner wird sogar zum Vertreter und Vorkämpfer des patriotisch-freiheitlichen Gedankens. Am deutlichsten und bezeichnendsten tritt dies hervor in dem (bei Lorenzen zum erstenmal gedruckten) Gedichte des achtzehnjährigen Gießener Burtschen Wilhelm Baur, des spätern Hospredigers Kaiser Wilhelms des Ersten, vom Jahre 1844:

Der Burggeist

Ich liege tief in dunkeln Nächten,
Umgraut von altem Ritterruhm,
Bis mich emporruft zu Gefechten
Der Deutschen Freiheit Heiligtum.
So schließ auch deine heißen Triebe,
O deutsche Jugend, in das Herz.
Am stärksten ist die stille Liebe,
Am süßesten der Sehnsucht Schmerz.
Doch wenn der Knechtschaft Jünger siegen,
Dann breche durch der grimme Jorn,
Dann lasse seine Blitze fliegen
Der wilden Rache Flammenborn.
Dann rausch ich auf aus meinen Gründen
Mit Schlachtenruf und Kriegsgeschrei,
Bis rings die Berge sich entzünden
Und rufen: „Deutschland, du bist frei!“

Auch nach dem trüben Jahre 1848 hat noch mancher Besucher der Ruine Rodenstein seine patriotische Sehnsucht oder seine patriotische Trauer dem ritterlichen Wächter Deutschlands anvertraut.

In dieser nationalen Richtung der Rodensteinsage bewegt sich auch das allbekannte Lied Scheffels: „Es regt sich was im Odenwald, und durch die Wipfel hallts und schallt: Der Rodenstein geht um!“ Es ist das Verdienst Lorenzens, zum erstenmal das wahre Verständnis dieses bedeutsamen Liedes eröffnet zu haben. Es ist kein Trinklied voll Lust und Lärm, wozu es der Komponist mit der scherzhaften Melodie und die Freunde Scheffels mit dem hinzugefügten: Num plum plum vidibum gemacht haben.

Es ist vielmehr, wie Lorenzen überzeugend nachweist, ein ernstes nationales und politisches Lied. Scheffel hat es gedichtet im Frühjahr 1859, als der Krieg zwischen Österreich und Italien-Frankreich ausbrach. Damals erwartete man in dem österreichisch und großdeutsch gesinnten Süddeutschland eine energische Kriegspolitik gegen Frankreich unter der Führung Preußens. Aber Preußen hielt sich vorsichtig zurück, während der Feind von der andern Seite des Rheins her drohte. Sept verstehn wir die Worte:

Vom Rhein her weht ein scharfer Luft,
Der treibt den Alten aus der Gruft.

Der Rodenstein macht sich auf, weil ihm der Wind vom Rhein nicht gefällt.

Ich reit und reit und such einen Mann,
Der meinen Flammberg führen kann.

Diese Schlußworte sprechen die Sehnsucht des deutschen Volkes nach dem Retter in der Not aus. Kommt ein Retter? Wann kommt er? Das Lied klingt aus fast wie eine Klage.

Daß dieses Lied aus der Zeit nationalen Drängens und Ringens so gänzlich mißverstanden werden konnte, kam daher, daß Scheffel vorher alle übrigen Rodensteinlieder schon gedichtet hatte, und daß diese Lieder schon allgemein bekannt waren und überall gesungen wurden. Mit diesen Liedern hatte Scheffel allerdings aus dem Ritter Rodenstein etwas vollständig neues geschaffen. Das erste der Rodensteinlieder: „Und wieder sprach der Rodenstein“ erschien im Jahre 1857 unter dem Titel: „Das wilde Heer“ in den Münchner Fliegenden Blättern. Es war von einer solchen übermütigen Lustigkeit, daß „das ganze Pathos, mit dem man bisher die Sage vom Rodensteiner empfunden hatte, sich mit einem Schlage in fröhliches Gelächter auflöste.“ Durch dieses Lied und die andern bald folgenden war der Rodensteiner zu der typischen Gestalt geworden, die wir alle kennen, zu dem urwüchsigen Kneipgenie, das nicht umzubringen ist. Diese Gestalt ist eine ganz freie Erfindung Scheffels und steht in gar keiner Beziehung zur bisherigen Sage, geschweige zur Geschichte. Der Scheffelsche Rodensteiner hat allen andern Gestaltungen der Sage schnell ein Ende bereitet.

Die Schrift von Lorenzen ist deswegen so lehrreich, weil sie zeigt, welche Kräfte bei der Entstehung und der Entwicklung einer Sage tätig sind. Man kann diese Kräfte nicht in eine Schablone bringen. In weitestem Umfang sind Natur und Geschichte wirksam. Im einzelnen wird aber eine Sage ebenso durch bewußtes dichterisches Schaffen wie durch eine Menge willkürlicher und unwillkürlicher Erfindungen umgestaltet.

Schließlich sei darauf hingewiesen, daß die Schrift Lorenzens manchen wertvollen Beitrag zur Biographie Scheffels bringt. Die berühmte Gesellschaft des „Engeren“ in Heidelberg, in der außer Scheffel besonders der Historiker Häuffer und der originelle Pfarrer Schmezer von Biegelhausen zu nennen sind, wird eingehend geschildert.

Schülerreisen. In Nummer 3 der Grenzboten hat der Direktor Stuger in Görlitz verschiedene Vorschläge gemacht über die Ausführung von Ferienreisen mit Primanern. Vor allem hat er gezeigt, wie man in Görlitz das Hauptproblem bei solchen Unternehmungen, die Geldfrage, gelöst hat. Dadurch, daß man die Touren in den Herbst verlegt, werden die Kosten für Gasthäuser herabgesetzt, durch Eingaben an die Eisenbahnverwaltung wird eine Fahrgeldermäßigung sogar für Schnellzüge erlangt, und die regelmäßige Veranstaltung eines Winterfestes mit Eintrittsgeld für die Angehörigen der Schüler bringt in jedem Jahr einen gesicherten Fonds für die gemeinsame Reisekasse auf. Ich will hier nicht die Frage erörtern, ob die dauernde Verlegung der Reisen in den Herbst nicht doch wegen der häufig schon recht unangenehmen Witterung eine starke Einschränkung der Reisezeit bedeutet, und ob aus dem beschriebenen Winterfest in allen Gymnasialstädten und mit allen Schülergenerationen eine so reiche Geldquelle gemacht werden kann. Ich will hier nur zeigen, was für die Leser nicht ohne Interesse sein dürfte, wie man an einem andern Orte, auf ganz andre Weise demselben Problem näher getreten ist und es zu lösen versucht hat.

Es ist in Steglitz bei Berlin vor einiger Zeit ein Verein für Schülerfahrten „Wandervogel“ unter dem Vorsitz von Wolfgang Kirchbach und Heinrich Sohnehey entstanden, der es unternimmt, die Fußwanderungen in Schülerkreisen nach jeder Richtung hin zu fördern. Der Ausschuß steht nicht unmittelbar mit der Schule in Verbindung, obwohl er bisher an allen höhern Schulen von Berlin und den Vororten, an die er sich gewandt hat, bei den Direktoren ein freundliches Entgegenkommen gefunden hat. Die Reisen, die von hier unternommen werden, unterscheiden sich ganz wesentlich von den bisher ausgeführten Ferienreisen, nament-

lich dadurch, daß die Leitung nicht in den Händen von Lehrern sondern von Studenten, auch wohl von ältern Schülern liegt, die das Vertrauen des Ausschusses genießen, und die schon eine längere Erfahrung in solchen Fußreisen haben. Es sind bisher außer den ständigen Sonntagsmärschen und den kleinern Ausflügen von zwei bis zu sechs Tagen in die weitere Umgebung Berlins, durch die Mark Brandenburg, nach Mecklenburg und in die Lüneburger Heide zwei- bis vierwöchige Reisen unternommen worden, und zwar vom Harz durch die Hohe Rhön und den Speßart an den Rhein, zweimal durch das Fichtelgebirge und den Böhmischo-Bayrischen Wald, zweimal durch das Erzgebirge, durch den Odenwald, durch Schleswig-Holstein usw. An den Reisen hat schon eine recht stattliche Zahl von Personen teilgenommen, bei größern Touren bis zu 23, bei kleinern bis zu 40. Alle diese Unternehmungen sind sehr gut geglückt, und die Grundsätze, nach denen sie geleitet werden, haben sich als ausführbar erwiesen. Alles Vereinsknapische wird grundsätzlich vermieden. Der Ausschuss hat ein sogenanntes Scholarenbuch angelegt, in das sich jeder, der Interesse und Liebe für die Sache hat, und der ständig zu dem Ausschuss in Beziehung bleiben will, ohne eine bestimmte Verpflichtung eintragen lassen kann. Bis jetzt sind 220 Schüler eingetragen, unter ihnen auch schon Auswärtige in Hannover, Hameln, Magdeburg und Lüneburg.

Doch zur Hauptsache: Die Reisen sind sehr billig. Das wird vor allem durch zweierlei erreicht: durch einfaches Nachtlager und durch einfache Verköstigung.

Schon wegen der großen Zahl der Teilnehmer wird man nicht regelmäßig an allen Orten für jeden ein Bett erhalten können; aber das Schlafen in Betten wird absichtlich meist vermieden. Es sollen einfache Streu und einige Decken, die der Wirt in einem Saal hat ausbreiten lassen, häufig sogar der noch billigere Heuboden genügen. Auf diese Weise werden die Kosten für das Nachtlager in den seltensten Fällen zwanzig Pfennige für den Einzelnen übersteigen. Daneben hat man den Vorteil, völlig ungebunden zu sein; man kann bleiben und gehn, wo und wann man will, denn ein solches Nachtlager findet man sogar in der kleinsten und dürftigsten menschlichen Ansiedlung. Für die Leiter der Wanderungen fällt dabei die unendliche Mühe weg, bei den Gastwirten vorher anzufragen; man hat es nicht nötig, für die Vorbereitung einer sechstägigen Reise vierzig Briefe zu schreiben, wie Oberlehrer G. Schmidt in Arolsen in dem von Stuger zitierten Artikel der „Täglichen Rundschau“ erzählt.

Was die Verköstigung anbetrifft, so kocht sich jeder sein Essen selbst; jeder trägt im Rucksack einen kleinen praktisch konstruierten Spirituskochapparat und sein Kochgenosse den dazu gehörigen Kochtopf und eine kleine Emailbratpfanne. Dazu ist jeder mit Knorrchen Suppentafeln, Säckchen mit Mehl, Zucker, Salz, sowie gut gefüllter Kakao- und mit Butterbüchse ausgerüstet. Frische Eier kann man täglich von den Bauern kaufen. An den für die Rasttage bestimmten Stationen erhält jeder durch ein Paket von Hause die nötige Wäsche und was zur Ergänzung seiner Mundvorräte an Wurst, Speck und Schinken gehört. Diese Art der Verköstigung hat sich seit sechs Jahren — solange reisen Steglitzer Schüler — sehr gut bewährt, und nach dem Urteile der Eltern haben sich niemals ungünstige Folgen für die Gesundheit ergeben. Als ein Beispiel sei hervorgehoben, daß durch Gewichtsmessungen bei den Teilnehmern in den meisten Fällen eine Gewichtszunahme festgestellt wurde. Es ist das eine Tatsache, der auch H. Stoy in seinem Buche über „Die Pädagogik der Schulreise“ eine hohe Bedeutung beilegt. Wie jeder sieht, sind die Vorteile, die wir der Jugend durch unsre Fahrten bieten können, sehr bedeutend. Es sind wohl fast alle Eltern in der Lage, die Kosten solcher Reisen zu tragen. Es wird im Vorausschlag jeder Reisetag durchschnittlich mit einer bis 1,25 Mark angesetzt, wozu dann das Jahrgeld vierter Klasse und eine kleine Reserve für unvorhergesehene Fälle kommen. Wer jemals Ferienreisen mit Schülern unternommen hat, wird sofort ermessen können, welche große Kostenermäßigung das bedeutet. D. W. Beyer erwähnt ja in seinem Büchlein über „Deutsche Ferien-

wanderungen“ nicht ohne eine gewisse Genugtuung, daß er auf seinen Fahrten „die Höhe der täglichen Reisekosten auf höchstens fünf Mark“ herabgebracht habe. Über die erziehenden Folgen solcher Reisen überhaupt braucht man hier kaum noch etwas zu sagen. Das ist an so vielen Orten von so vielen Männern, zuletzt am ausführlichsten und eindringlichsten von Stoy in seinem eben genannten Buche, ausgeführt worden, daß man wohl in dieser Frage bei allen, die ihr jemals näher getreten sind, eine Einigkeit feststellen kann, wie sie sich sonst auf keinem Gebiete der gesamten Pädagogik findet. In zwei Punkten zeigen sich, wie wir meinen, die günstigen Wirkungen des Wanderns, ganz besonders auf unsern Reisen. Einmal wird durch die völlige Ungebundenheit und Freiheit der Lebensweise die Abenteuerlust, die nun einmal in jedem tüchtigen Knaben und Jüngling steckt und auch stecken soll, und deren gewaltsame Unterdrückung sich oft bitter rächt, auf harmlose Weise befriedigt. Dieses Herumziehen durch die Welt, ohne an einen pedantisch festgelegten, Stunde für Stunde ausgearbeiteten Reiseplan gebunden zu sein, kann als ausgleichender Gegensatz zu der gleichmäßig strengen und festen Ordnung von Familie und Schule während der übrigen Zeit des Jahres seine günstige Wirkung nicht verfehlen. Ich möchte hier gleich einem Einwurf begegnen, nämlich dem Bedenken: Wie steht es mit der innern Disziplin der Reisegesellschaft unter der Leitung durch junge Männer, die im allgemeinen nur wenig Jahre älter als ihre Reisegefährten sind? Ich bitte hierbei zu bedenken, daß da, wo kein Lehrer für alle Teilnehmer sorgt, alles vorher bestellt, alle Verabredungen über Kost und Nachtlager regelt, doch alle Wanderer, auch die jüngern, wie von selbst ein gewisses Gefühl der Verantwortung für sich und für die andern bekommen. Außerdem hat noch jeder bei längerem Zusammensein Achtung gehabt vor der Erfahrung und dem überlegnen Geschick, das die vom Ausschuß bestellten Leiter zeigen.

Im Notfall ist einer Widerpenstigkeit dadurch vorgebeugt, daß die gesamte Reisefasse in den Händen des Führers ist, sich der Einzelne also niemals willkürlich vom Ganzen entfernen und den Gang der Reise stören kann. Während der ganzen sechs Jahre unsrer Tätigkeit sind jedoch alle Fahrten ohne solche Störungen abgelaufen. Jedenfalls ist diese relative Selbständigkeit der jungen Wanderer während einer kurzen Zeit von nicht zu unterschätzendem Werte. Mit einigen Worten möchte ich schließlich noch auf die Willensbildung in praktischen Lebenslagen hindeuten. Durch die fast primitive Lebensweise auf den Fahrten wird der Einzelne tagtäglich in die Lage versetzt, die verschiedensten kleinen Schwierigkeiten zu überwinden, sich mit Hindernissen abzufinden, die ihm sonst in seinem ganzen Leben noch nicht entgegengetreten sind. Vor allem lernt man sparsam mit dem Gelde umgehen, denn die fünfzig Pfennige täglichen „Solbes,“ die die gemeinsame Kasse zahlt, müssen auf jeden Fall reichen. Mit einem Worte: Überall findet sich Anlaß zu gründlicher „Lebensschulung,“ findet sich Gelegenheit, praktische Fähigkeiten zu entwickeln, die sich für jeden Menschen einmal als nützlich und notwendig erweisen können.

Im ganzen ist der Ausschuß der guten Zuversicht, daß seine Bestrebungen, wie bisher, auch weiterhin von Erfolg gekrönt sein werden, und wünscht, daß auch in andern Teilen Deutschlands, in andern Gegenden und an andern Schulen seine Anregungen fruchtbaren Boden finden mögen, und daß ihm in allen deutschen Gauen recht viele Männer, die von solchen Wanderungen eine Kräftigung unsers deutschen Volks und dazu eine Belebung echten Vaterlandssinns erhoffen, als Förderer näher treten mögen.

Steglitz bei Berlin

Richard Weber

